



VIRGINIE GRIMALDI

JETZT IST UNSERE ZEIT

ROMAN

Aus dem Französischen
von Maria Hoffmann-Darteville

Die Originalausgabe erschien 2021
unter dem Titel *Les Possibles*
bei Éditions Fayard.

Die Übersetzerin dankt dem Deutschen Übersetzerfonds
für die Förderung ihrer Arbeit.

Der Verlag behält sich die Verwertung des urheberrechtlich
geschützten Inhalts dieses Werkes für Zwecke des Text- und
Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Copyright © der Originalausgabe by Virginie Grimaldi 2021

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2026

Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

produktsicherheit@penguinrandomhouse.de

(Vorstehende Angaben sind zugleich Pflichtinformationen nach GPSR.)

Redaktion: Susanne Kiesow

Umschlaggestaltung: bürosüd

Satz: GGP Media GmbH, Pößneck

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-328-60472-3

www.penguin-verlag.de

Für meinen Vater

Prolog

Papa.

Das war das erste Wort, das ich sagen konnte.

Auf dem Bildschirm ruckelt das Video. Die Stimme meines Vaters ermuntert mich, das Wort noch mal zu sagen, noch mal und noch mal. Ich sitze auf einem hölzernen Hochstuhl, das Gesicht mit möhrenfarbenem Püree verschmiert, und setze stolz die beiden Silben zusammen, ohne zu begreifen, welche Freudenexplosion sie bei ihm auslösen.

Meine Mutter, der Bäcker, der Abteilungsleiter meines Vaters, seine Kollegen in der Fabrik, seine Eltern, die Briefträgerin, die Kinderärztin, die Angestellte an der Tankstelle, die Kassiererin bei Codec, meine Tagesmutter – sie alle sind nur ein kleiner Teil allerer, die von dem Ereignis erfahren haben. Ich hatte mein erstes Wort gesagt, und das war kein anderes als »Papa«.

Bei meiner Hochzeit hat er seine Rede mit dieser Anekdote eingeleitet.

»Pa-pa-pa-pa-pa-pa-pa!«

»Bravo, Juliane! Bravo, mein Schatz!«

»Ma-man«, versucht es die entschlossene Stimme meiner Mutter und löst damit große Heiterkeit bei meinem Vater aus und gleich darauf auch bei mir.

Der Bildschirm wird schwarz. Rückkehr in die Gegenwart.

Ich ziehe die Kassette aus dem Videorekorder, schiebe sie in die Schutzhülle und packe sie mit den anderen in einen Karton.

Papa.

Wie oft habe ich dieses Wort gesagt?

Lachend, schmollend, schreiend, weinend, meckernd, spielend, liebend.

»Papa, schau mal!«

»Papa, wo bist du?«

»Du bist lustig, Papa.«

»Spielen wir, Papa?«

»Papa, du bist der Beste!«

»Du bist nicht komisch, Papa.«

»Papa, aus dem Alter bin ich raus.«

»Setz mich da drüben ab, Papa.«

»Wirst du mich zum Altar begleiten, Papa?«

»Papa, du wirst Opa.«

Ich schließe den Karton, es war der letzte. Meine Schwester zieht die Zimmertür hinter sich zu und kommt zu mir.

»Gehen wir?«

»Gehen wir.«

Papa.

Das war das erste Wort, das ich sagen konnte.

Ein ganz einfaches Wort, man spricht es aus, ohne nachzudenken, ohne um Erlaubnis zu bitten. Ein Wort wie ein Automatismus, wie ein Atemzug. Ein Kinderwort, ein Liebeswort.

Ein Wort wie ein Körperteil, der Phantomschmerzen verursacht, wenn er nicht mehr da ist.

Teil 1

Die Verleugnung

1

Mein Vater heißt Jean, und das ist das einzige Durchschnittliche an ihm.

Als Kind habe ich diesen originellen Vater, der beim Autofahren lauthals sang und uns zum Abendessen Frühstück servierte, vergöttert. In seine Arme habe ich mich geflüchtet, auf seinem Rücken habe ich gegen die Drachen gekämpft, ihm habe ich meine Zeichnungen gewidmet, für ihn meine Gedichte aufgesagt.

Als Jugendliche habe ich mich geschämt für diesen unangepassten Vater mit seinen langen Haaren, den Jeansshorts und dem Look eines präpubertären Jungen, der mich mit dem Mofa von der Schule abholte und mit meinen Kumpels redete, als wären es seine. Ihm habe ich die Tür vor der Nase zugeschlagen, ihn habe ich angeschrien, ihm meine schlechten Noten, mein Unbehagen, meine Niederlagen vorgeworfen.

Als Erwachsene liebe ich ihn, aber er macht mich wahnsinnig, wie alles, was ich nicht begreife. Er ist das genaue Gegenteil von mir, wir sind grundverschieden, wir passen nicht zusammen. Ich bemühe mich immer, die Regeln zu befolgen, im Rahmen zu bleiben, während er fröhlich aus der Reihe tanzt und mit seinen Shorts aus dem Rahmen fällt.

Ich bin gerade mitten in einer Besprechung, als auf meinem Handy sein Name erscheint. Seit Monaten habe ich ihn nicht gesehen, und wie üblich sucht er sich den unpassendsten Moment aus, um sich bei mir zu melden. Ich stelle den Klingelton leise und lächle entschuldigend in die Runde. Mein Vater ist nicht das Haar in der Suppe, er ist ein ganzes Haarbüschel. Er ruft sofort wieder an. Ich drücke ihn weg. Dritter Versuch. Die missbilligenden Blicke veranlassen mich, dranzugehen. Mein »Hallo« klingt so trocken, dass es mich selbst einschüchtert.

Die Stimme am Apparat ist nicht seine Stimme.

Ich stottere eine Entschuldigung und verlasse fluchtartig den Besprechungsraum.

Auf der Fahrt tobt sich meine Fantasie gründlich aus. Der Feuerwehrmann hat mir zwar versichert, es gebe nur materiellen Schaden, aber ich kann die Möglichkeit nicht ausschließen, dass er lediglich wartet, bis ich vor ihm stehe, um mir das Schlimmste mitzuteilen. Ich rechne mit allem: meinen Vater in Tränen aufgelöst vorzufinden, im Schockzustand, verletzt, vielleicht sogar Schlimmeres. Mit allem außer mit dem, was mich erwartet.

In seinem vom Löschwasser matschigen kleinen Garten, hinter dem sich das ausgebrannte Haus erhebt, spuckt mein Vater große Töne: »Halb so wild, ich hatte sowieso vor, neu zu tapezieren!«

Alle, von den neugierigen Nachbarn bis hin zu den Feuerwehrleuten, lachen, was ihn ermutigt, in meine Richtung zu schauen, um zu sehen, ob auch ich lache. Mein Blick reagiert den Umständen entsprechend. Ich bin so froh, ihn lebend anzutreffen, dass ich Lust hätte, ihn umzubringen, was ihn allerdings nicht im Gerینگsten beeindruckt. Lächelnd kommt er auf mich zu.

Noch bin ich nicht aus meinem Auto gestiegen, dafür schlottern mir die Knie zu sehr.

»Keine Sorge, Krümel, der Schaden ist nur materiell. Sie wollten unbedingt jemanden benachrichtigen, da habe ich an dich gedacht, aber das war eine blöde Idee. Du hast ja bestimmt Besseres zu tun. Geht's dir gut?«

»Was ist passiert?«

Er zuckt mit den Schultern und fährt sich mit der Hand über seinen kahlen Schädel.

»Anscheinend habe ich den Aschenbecher im Badezimmermülleimer geleert, und eine der Kippen war nicht richtig gedrückt. Ich war gerade einkaufen, da hat mich Madame Roustaing angerufen. Du kennst sie ja, hängt den ganzen Tag am Fenster, die alte Eule. Geronimo hatte bestimmt Angst, er war im Wohnzimmer.«

Er blickt hinüber zu seinem Hund, der sich in den Nachbargarten geflüchtet hat, und winkt ihm zu. Geronimo wedelt mit dem Schwanz, und sein ganzer Körper wedelt mit.

Während die Feuerwehrleute ihre Geräte wieder einräumen, winkt ein Polizist meinen Vater zu sich.

»So, ich muss zurück, die werden mir erklären, wie es weitergeht. Du hast ja bestimmt zu tun, fahr nur, ich komm schon klar.«

»Ich bleibe noch kurz, Papa.«

»Wie du willst.«

Kaum hat er sich abgewandt, erscheint Madame Roustaing, die Nachbarin von gegenüber, an meinem Autofenster, ein bedauerndes Lächeln im Gesicht.

»Dich haben wir ja lange nicht mehr hier gesehen, Julianchen! Ein anderer Anlass wäre schöner gewesen.«

Diese Frau hat sich in den dreißig Jahren, die ich sie kenne, nicht verändert. Ich habe den Verdacht, dass sie schon alt geworden wurde. Ich begrüße sie kurz, mache mir aber keine Illusionen:

Sie interessiert sich weniger für mein Befinden als für die pikanten Informationen, die ich ihr liefern und die sie im ganzen Viertel anbieten könnte wie gutes Dope. Mit Feingefühl geht sie äußerst sparsam um.

Als ich klein war, hat sie eines Mittwochs kurz nach der Trennung meiner Eltern an der Tür geklingelt – sie wusste, dass ich allein zu Hause war – und mich gefragt, ob ich ihr mit etwas Salz aushelfen könne. Ganz nebenbei wollte sie wissen, ob ich den Namen des Liebhabers meiner Mutter kenne.

»Weißt du, was passiert ist?«, fragt sie und zeigt auf das qualmende Haus meines Vaters. »War es wirklich eine Zigarette?«

»Keine Ahnung, dafür müsste man den Mülleimer fragen.«

Sarkasmus allein genügt nicht, um sie zu entmutigen.

»Ich habe ja mit so was gerechnet«, verkündet sie, »ich wundere mich sogar, dass es nicht früher passiert ist.«

»Warum sagen Sie das?«

Sofort bereue ich, dass ich mich so einfach habe ködern lassen. Ihr Blick leuchtet wie ein Weihnachtsbaum.

»Na ja«, sagt sie, »seit einiger Zeit ist er ein bisschen sonderbar. Ach Gott, bin ich dumm, das kannst du ja gar nicht wissen, du warst ja seit Monaten nicht mehr hier.«

»Wie sonderbar?«

Sie macht ein ernstes Gesicht, blickt sich nach allen Seiten um, vergewissert sich, dass kein indiscretes Ohr ihr die Exklusivität klaut, und flüstert: »Du und ich, wir wissen ja, dass er schon immer ein bisschen, sagen wir ... ungewöhnlich war. Aber in letzter Zeit ist er ziemlich wirr im Kopf. Jeden Abend stellt er seine Mülleimer an die Straße, dabei kommt die Müllabfuhr nur montags, und abends vergisst er oft, die Fensterläden zu schließen. Einmal ist er aus dem Haus gegangen und hat die Tür weit offen gelassen, und neulich habe ich ihn im Pyjama zum Bäcker gehen sehen! Ich

war so verduzt, dass ich ihn fotografiert habe. Aber das ist noch nicht das Schlimmste.«

Sie hält inne, lauert auf meine Reaktion, und ich beeile mich, ihr die Freude zu machen.

»Was ist denn das Schlimmste?«, frage ich.

Ihr Tonfall wird süßlich, sie nähert das Gesicht meinem Ohr: »Letzte Woche war er in seinem Garten und hat wohl bemerkt, dass sich mein Vorhang bewegt hat. Ich weiß nicht, was er sich da eingebildet hat, ich habe nämlich nur geputzt, ich habe ja weiß Gott anderes zu tun, als den Leuten hinterherzuspionieren. Jedenfalls hat er mir kurz zugewinkt, sich umgedreht und seine Hose runtergelassen, und dann ist er tänzelnd und mit nacktem Po wieder ins Haus gegangen.«

Ich muss mir in die Wangen beißen, um nicht laut zu lachen bei der Vorstellung, wie mein Vater vor den entsetzten Augen von Madame Roustaing mit seinem nackten Hintern gewackelt hat. Während sie weiter die kleinen Verrücktheiten ihres Nachbarn auflistet, beobachte ich ihn. Er steht neben dem Polizeiwagen. Mit seiner verwaschenen Jeans, seinem bunten Pullover und seinen Sneakern sieht er nicht aus wie siebenundsechzig. Es gehört zu seinen kleinen Freuden, anderen sein Alter zu nennen und von ihnen zu hören, er sehe aber jünger aus. Mag sein, dass er ein bisschen abgenommen hat, er, der ohnehin schon immer eine Bohnenstange war. Er wäre lieber kräftiger gewesen, aber die Natur hat ihn mit einem hochaufgeschossenen, schlaksigen Körper ausgestattet. In seiner Jugend wurde er von seinen Freunden »Spargel« genannt und hatte deswegen ziemliche Komplexe.

»Machst du dir denn keine Sorgen?«, fragt Madame Roustaing.

»Nicht wirklich. Sie sagen es ja selbst, er war schon immer etwas ungewöhnlich.«

»Also wirklich!«, ruft sie mit weit aufgerissenen Augen. »Muss ich dir denn noch mal beschreiben, was er sich geleistet hat?«

»Nein, danke, ich sehe alles genau vor mir.«

»Na gut. Ist ja sowieso nicht mehr meine Sache. So bald werde ich ihn bestimmt nicht wiedersehen.«

»Ach? Fahren Sie weg?«

Es war nur eine höfliche Frage, für die Antwort interessiere ich mich nicht besonders. Ich bin nur halb bei der Sache, darauf gefasst, längere Ausführungen über einen baldigen Besuch bei ihrem Sohn oder über eine Thermalkur gegen ihr Rheuma zu hören zu bekommen. Aber nein, kein Besuch, keine Thermalkur. Wieso habe ich bloß nicht eher daran gedacht? Natürlich ist nicht sie es, die wegfahren wird. Jetzt, wo sein halbes Haus unbewohnbar ist, kann mein Vater nicht länger hierbleiben. Madame Roustaings Stimme und mein Gewissen stellen mir gleichzeitig dieselbe Frage: »Nimmst du ihn denn nicht zu dir?«

2

Ich habe das Gästezimmer freigeräumt. Den Namen trägt der Raum nur aus Koketterie, eigentlich ist es der, in dem alles landet, was im Haus nirgends einen Platz gefunden hat. Es ist der einzige Ort, an dem ich meiner unordentlichen Seite freien Lauf lasse, die ich überall sonst mit Lappen und Besen unterdrücke.

Ich habe sie von meinem Vater geerbt. Wie oft habe ich ihn sagen hören, das Leben sei zu kurz, um zu putzen und aufzuräumen? Ihm zufolge ist das Leben überhaupt zu kurz für alles, was ihm keinen Spaß macht. Aufräumen, Papierkram, feste Uhrzeiten, Konflikte, Pflichten, Konventionen, Treue. Als meine Mutter es satthatte, mit einem Teenager zusammenzuleben, und nach jahrelangen Bemühungen, ihn dazu zu bewegen, ins Feld der Erwachsenen zu wechseln, hat sie ihn schließlich verlassen. Da die Einschränkung, ohne sie leben zu müssen, größer war als alle anderen, hat er ihr versprochen, sich zu ändern, aber es war zu spät.

»Geronimo schläft bei mir!«, verkündet er, als er mir in das Zimmer folgt.

Der Hund springt aufs Bett und wälzt sich in der frischen Bettwäsche. Ich brauche mich nicht umzudrehen, um Gaëtans verzweifelte Miene vor mir zu sehen.

Meinen Mann musste ich nicht groß überreden, meinen Vater bei uns aufzunehmen. Er hat einen starken Familiensinn. Ich

musste ihn sogar bremsen, als er vorschlug, ihm unser Schlafzimmer zu überlassen. Trotzdem weiß ich, mein Vater ist der letzte Mensch, den Gaëtan sich als Gast im Haus gewünscht hätte.

Die beiden sind so verschieden, wie man es als Angehöriger ein und derselben Gattung nur sein kann. Gaëtan ist ruhig, gewissenhaft, selbstlos, mein Vater exzentrisch, sorglos und nur von dem angetrieben, was ihm gefällt. Manchmal habe ich ihn sogar im Verdacht, zu übertreiben, nur um sich über die Reaktionen seines Schwiegersohns amüsieren zu können. Die beiden verstehen sich nicht besonders gut, aber sie tolerieren sich, weil sie eines gemeinsam haben: mich.

»Hier kannst du deine Kleidung unterbringen«, sage ich und zeige auf die freien Fächer im Schrank.

Mein Vater öffnet die Sporttasche, in die er seine Sachen gepackt hat. Sie ist fast leer. Drei Zimmer in seinem Haus und das Badezimmer sind vollkommen ausgebrannt, nur Küche und Wohnzimmer sind verschont geblieben. Es zerreißt mir das Herz, ihn die einzige Hose falten zu sehen, die sich noch in seinem Besitz befindet, und an all die Kleidungsstücke zu denken, die in Rauch aufgegangen sind.

»Mach nicht so ein Gesicht, Krümel!«, sagt er, als könnte er meine düsteren Gedanken lesen. »Ich sehe doch, dass du neidisch bist, weil ich mir jetzt eine neue Garderobe zulegen kann.«

Meine Antwort bleibt mir im Halse stecken, als er den nächsten Gegenstand aus seiner Tasche holt. Eine Art Kiste, rundum mit Kunstfell überzogen.

»Was ist das denn?«

»Ein Fußwärmer«, sagt er und strahlt. »Man schließt ihn an, schiebt die Füße rein, und nach wenigen Sekunden werden sie warm. Nicht mal neunundvierzig Euro, ein echtes Schnäppchen!«

Ich kichere. Er sieht mich an, als hätte ich ihn beleidigt. »Warum redest denn du wie der Typ vom Teleshopping, Papa?«

»Ach, Blödsinn! Du hast mich gefragt, was das ist, und ich habe es dir gesagt, das ist alles. Außerdem drückt sich Alexandre Devoise ganz anders aus.«

Ich bin sprachlos. Nicht zu fassen, dass mein Vater den Namen des Teleshopping-Moderators kennt. Ich ziehe es vor, das Thema zu wechseln, und frage ihn, ob er mich begleiten will, um Charlie von der Schule abzuholen. Er hält mitten in seiner Tätigkeit inne und lässt die Jacke, die er gerade einräumen wollte, auf den Boden fallen.

»Na klar!«, ruft er. »Hast du ihm gesagt, dass ich bei euch einziehe?«

»Noch nicht. Ich bin ja seit heute Morgen mit dir zusammen, ich habe ihn noch nicht gesehen.«

»Du hättest ihm doch eine Nachricht schicken können.«

»Er ist sieben Jahre alt, Papa, er hat kein Handy.«

Mein Vater mustert mich lange, dann blickt er an die Decke.

»Na gut«, murmelt er. »Gehen wir? Ich habe Lust, es ihm zu erzählen, *er* wird sich jedenfalls freuen.«

Bei der Betonung von »er« blickt er kurz zu Gaëtan, der im Flur ein bereits gerade hängendes Bild zurechtzurücken versucht. Im Vorbeigehen streichle ich ihm über den Rücken, und er zwingt sich zu einem Lächeln, aber seine Miene passt eher zu der Diagnose »Verstopfung«.

3

Wie jeden Nachmittag ist Charlie der Erste, der durchs Tor kommt. Seinen Schulranzen hinter sich her ziehend, rennt er auf meine ausgebreiteten Arme zu, erblickt seinen Großvater und ändert stracks die Laufrichtung, um in dessen ausgebreiteten Armen zu landen. Während ich meine Hände mitsamt meinem Stolz in die Taschen stecke, winkt mich vom Tor aus die Lehrerin zu sich. Vor ihren stummen Aufforderungen graut mir jedes Mal. Oft haben sie schlaflose Nächte zur Folge.

Diesmal ist es nichts Schlimmes. Charlie sei stumm geblieben, als sie ihn gebeten habe, ein Gedicht aufzusagen. Gestern Abend konnte er es noch auswendig, aber ich hüte mich, es ihr zu verraten. Stattdessen erfinde ich irgendwas von einem unauffindbaren Heft und verspreche, dass es nicht wieder vorkommt. Gleichzeitig kreuze ich in meinen Jackentaschen die Finger.

»Läuft sonst alles gut?«, frage ich.

»So gut, wie es geht.«

Um mir zu signalisieren, dass das Gespräch beendet ist, und damit ich es nicht wage, noch eine Frage zu stellen, wendet die Lehrerin den Blick von mir ab und spricht einen der Schüler an. In der Vorschule hatte Charlie immer nur wohlwollende, achtsame Erzieherinnen. Von dem gewissen Ruf, den die Lehrerin der ersten Klasse genießt, hatte ich bereits im Vorfeld gehört. Aber ich

gebe nicht viel auf Gerüchte, sondern bilde mir lieber selbst eine Meinung. Und die habe ich inzwischen.

Kurz nach Schuljahresbeginn habe ich mich mit ihr getroffen, um ihr von Charlie zu berichten.

Er war drei Jahre alt, als ich anfang, mir ernsthaft Sorgen zu machen. Er sprach kein einziges Wort und verstand auch keins. Alle um uns herum – meine Familie inklusive – behaupteten, meine Sorgen seien unbegründet. Er würde das, was man zu ihm sagte, genau verstehen. Der angebliche Beweis: Wenn man ihm einen Spaziergang ankündigte, rannte er zur Tür, wenn man ihm Kekse anbot, rieb er sich den Bauch. Ich habe als Einzige gemerkt, dass es nicht die Sätze waren, auf die er reagierte. Wenn sich keiner die Schuhe anzog, lief er nicht zur Tür. Wenn keiner die Kekspackung aus dem Schrank holte, rieb er sich auch nicht den Bauch. Waren die Worte nicht von Gesten begleitet, gingen sie auf halber Strecke verloren.

Eine nettere Kinderärztin als die erste – die mir an den Kopf geworfen hatte, meine eigene Ängstlichkeit verzögere Charlies Entwicklung – half uns endlich weiter, und wir betraten eine Welt, die nur betroffene Familien kennen: ein Universum aus Untersuchungen, medizinischen Zentren, Logopäden, Psychomotorikern, Kinderpsychiatern, falschen Frohlockungen und echten Ängsten. In den Wartezimmern und in meinen sorgenvollen Nächten habe ich die ursprüngliche Bedeutung des Wortes »Patient« verstanden, das sich vom lateinischen »patiens« für »geduldig« ableitet. Es hat Jahre gedauert, bis Taubheit, autistische Störung, geistige Behinderung und verzögerte Sprachentwicklung ausgeschlossen werden konnten. Jahre, bis sich ein Wort fand für den, der Worte nicht verstand. Dysphasie: die Schwierigkeit, eine Sprachbotschaft zu erzeugen und zu verstehen.

Auf solch eine Diagnose würde man gern verzichten. Denn sie

verpasst einem ein Etikett, auf dem deutlich steht, dass etwas nicht stimmt. Egal, ob sie eine Krankheit oder eine Behinderung benennt, solch eine Diagnose drängt einen an den Rand, man muss einen Schritt zur Seite treten. Trotzdem habe ich an dem Tag, als das Fallbeil herabsauste, neben der tiefen Sorge um meinen kleinen Jungen auch eine riesige Erleichterung verspürt. Endlich wussten wir Bescheid. Nein, er war weder in den Wolken noch überheblich oder unhöflich. Wenn er nicht antwortete, war das keine Provokation.

Dank einer dreijährigen Behandlung und einer engagierten Logopädin hat sich seine Störung deutlich abgeschwächt. Immer noch treten Momente des Zögerns auf, kommt es zu falsch ausgesprochenen Wörtern, durcheinandergewirbelten Sätzen, immer noch geht sein Blick ins Leere, wenn ein Verb ihn überlistet oder ein Adjektiv ihn verspottet. Sein Gehirn nimmt nicht die gleichen Wege wie unseres, es macht Umwege, Schlenker, überspringt Etappen, aber es beweist eine beeindruckende Anpassungsfähigkeit.

Die Sorgen haben sich verflüchtigt, eine jedoch ist geblieben, und sie betrifft die anderen Kinder. Nicht selten kommt Charlie verstört aus der Schule, weil er gehänselt wurde. Vor einiger Zeit, als ich ihm einmal lange die Tränen trocknen musste, hatte ich große Lust, der Übeltäterin, die ihm zugesetzt hatte, eine zu verpassen.

»Die Kleine ist doch erst fünf«, rief Gaëtan mir ins Gedächtnis.

»Das brauchst du mir nicht zu sagen. Wie wird sie erst sein, wenn sie erwachsen ist?«

»Sie ist ein Kind, Juliane«, hat mein Mann, der Spielverderber, noch mal betont.

Genervt habe ich eingewilligt, es bei einem Gespräch mit ihren Eltern zu belassen, nicht ohne der Wrestlerin, die in mir schlum-

mert, zu versprechen, dass sie beim kleinsten Foul rauskommen darf.

Am Anfang des Schuljahres hatte ich den Eindruck, dass die Lehrerin Charlies Schwierigkeiten ernst nimmt und alles tun wird, um ihm zu helfen. Aber als ich sein Schulheft durchgeblättert habe, war ich sehr enttäuscht. Bei jeder Aufgabe stand am Rand ein Kommentar, der auf seine Schwächen hinwies. »Du hast nicht verstanden, was du machen solltest.« »Du musst die Aufgabenstellung genauer lesen.« »Man versteht nicht, was du sagen willst.« Als ich sie um Erklärungen bat, hat sie erwidert, man würde ihm keinen Dienst erweisen, indem man seine Schwächen ignorierte. Wenn er wie die anderen werden wolle, müsse er sich mehr Mühe geben. Entgegenkommen war in ihren Augen offenbar ein fernes Land.

Im Auto ist Charlie aufgedreht. Normalerweise muss ich in die Trickkiste greifen, um ihm zu entlocken, was er am Tag erlebt hat. Wahrscheinlich wirkt der Gang durchs Schultor wie ein Gedächtnislöcher. Erst abends beim Zubettgehen kommt ihm alles wieder in den Sinn, und sein Vorrat an Geschichten wird unerschöpflich. Aber die Anwesenheit seines Großvaters scheint ihn zu elektrisieren, er erzählt vom Matheunterricht, von den grünen Bohnen beim Mittagessen, vom Fußball, vom Wasserschaden in der Kantine.

»Du hast mir gefehlt, Opa!«

Das sagt er ganz nebenbei, zwischen dem Bericht vom Murremspielen und dem von einer drachenförmigen Wolke. Mein Vater antwortet nicht, aber aus den Augenwinkeln sehe ich ihn lächeln.

»Kommst du mit zu uns, Opa?«

»Ja, Fröschchen! Ich bleibe sogar eine Weile bei euch.«

»Oh, toll! Ein paar Stunden?«

»Länger!«

»Minuten?«, fragt mein Sohn mit schriller Stimme.

»Tage und noch mehr Tage!«

Charlie klatscht in die Hände und stößt Freudenschreie aus, während mein Vater auf dem Armaturenbrett trommelt und ein Liedchen trällert. Als wir an einer roten Ampel stehen und ich mir die beiden anschauere, wird mir die Situation bewusst. Ich heiße Juliane, bin neununddreißig Jahre alt und die glückliche Mutter von Charlie, sieben Jahre, und Jean, siebenundsechzig Jahre.

4

Ich war zwölf, als mein Vater plötzlich seine Leidenschaft für die indigene Bevölkerung Nordamerikas entdeckte, die man vor nicht allzu langer Zeit »Indianer« nannte. Meine Mutter war bereits ausgezogen, hatte die Hälfte der Einrichtung und seines Herzens mitgenommen, und ganz allmählich füllten federgeschmückte Krieger die leeren Räume. Überall standen und hingen sie: Gipsfiguren in den Regalen, Poster, Gemälde und Fahnen an den Wänden, und neben der Stereoanlage lagen Kassetten mit Stammesgesängen. Das Haus glich eher einem Museum als dem Zuhause einer Familie, aber mich hat das nicht gestört. Bis eines Tages zwei Schulfreundinnen, die nachmittags zu Besuch waren, sich darüber lustig gemacht haben. Danach habe ich nie wieder jemanden in das Haus eingeladen.

An einem der Wochenenden, die meine Schwester und ich bei ihm verbrachten, hat er uns verkündet, er werde sich den Kopf eines Sioux-Häuptlings auf den Bizeps tätowieren lassen. An seine Verrücktheiten gewöhnt, haben wir sein Vorhaben begeistert unterstützt.

Der Tätowierer praktizierte sein Handwerk im Keller seines Ladens. Obwohl es dort dunkel und die Luft nikotingeschwängert war, hatte ich beim Betreten dieses Ortes, der den Erwachsenen vorbehalten war, das Gefühl, eine wichtige Erfahrung zu machen.

Ich erinnere mich noch an das Geräusch des Apparats, das mich an den Zahnarztbohrer erinnerte, und daran, wie locker mein Vater war. Er riss einen Witz nach dem anderen und lauerte auf unsere Lacher. Meine Schwester und ich waren beeindruckt, sowohl von der Zeichnung, die vor unseren Augen Gestalt annahm, als auch vom Mut unseres Vaters.

»Geht's? Tut es nicht zu sehr weh?«, fragte der Tätowierer immer wieder.

»Machst du Witze? Das kitzelt nur«, antwortete der tapfere Krieger jedes Mal.

Zurück in der Außenwelt hat er sich auf dem ganzen Weg bis zum Auto den Oberarm gehalten.

»Löst sich der Verband?«, hat meine Schwester gefragt.

»Nein, aber ich leide seit zwei Stunden Höllenqualen. Ich glaube, mir fällt gleich der Arm ab.«

Es versteht sich von selbst, dass der tapfere Krieger wochenlang die Spötteleien seiner Töchter ertragen musste.

Dem Sioux-Häuptling schloss sich bald ein ganzer Stamm an, und das Haus füllte sich immer weiter. Bei der Suche nach Geburtstags- und Weihnachtsgeschenken ist das praktisch: Jeder beliebige Gegenstand mit dem Konterfei eines nordamerikanischen Ureinwohners findet die Begeisterung unseres Vaters. Mit allen anderen Geschenken kann man ihn nur enttäuschen.

Als er daher heute Abend beim Essen von seiner neusten Idee erzählt, sollte mich das eigentlich nicht wundern.

»Ich werde im Garten ein Tipi aufstellen.«

»In welchem Garten?«, fragt Gaëtan, der sich fast verschluckt hätte.

Charlie klatscht in die Hände: »O ja! Ein Tipi!«

»Hier«, antwortet mein Vater stoisch. »Ich habe mal ausgemessen. Zwischen Zaun und Terrasse ist genug Platz. Na ja, es wird

ein bisschen in den Gemüsegarten hineinragen, aber zu dieser Jahreszeit nutzt ihr den ja nicht wirklich. Ich habe immer von einem Tipi geträumt, bei mir passte allerdings keins hin. Es sollte groß genug sein, damit ich zusammen mit Geronimo drin schlafen kann.«

Gaëtan hat aufgehört zu kauen. Sein Blick ist starr auf mich geheftet. Die Botschaft ist klar: Ich soll einschreiten.

»Papa, du kannst im Garten kein Zelt aufbauen.«

Er zieht die Augenbrauen hoch.

»Und warum nicht?«

»Ach komm, Maman!«, ruft Charlie und hängt sich an meinen Hals. »Bitte, bitte, sag Ja!«

Mit einem Satz erhebe ich mich, löse mich aus dem Würgegriff meines Sohnes und fange an, den Tisch abzuräumen.

»So was macht man einfach nicht, und basta.«

Mein Vater kichert: »Wie deine Mutter, immer darum besorgt, was man macht und was nicht. Kann uns doch egal sein, was die anderen denken, wichtig ist nur, dass man sich selbst eine Freude macht. Ich bin mir sicher, mein Schwiegersohn stimmt mir zu, nicht wahr, Gaëtan? Ein Tipi im Garten, das wäre doch schön, oder?«

Mit einem Teller in der Hand warte ich gespannt auf die Reaktion meines Mannes. Er lässt sich Zeit, trinkt einen Schluck und wischt sich den Mund ab.

»Also, ich«, verkündet er schließlich, »ich habe dazu nicht wirklich eine Meinung, aber wenn Juliane dagegen ist, möchte ich sie nicht verärgern.«

5

Beim Dessert traue ich mich endlich, mit meiner Mutter über meinen Vater zu sprechen. Wie jeden Dienstag essen wir in der Brasserie in der Nähe meines Büros gemeinsam zu Mittag.

»Glaubst du wirklich, ich wäre nicht auf dem Laufenden?«, sagt sie und stibitzt eine Scheibe meines Ananas-Carpaccios.

Leicht beschämt zucke ich mit den Schultern. Meine Eltern hassen sich ebenso heftig, wie sie sich geliebt haben. Obwohl meine Mutter schon vor zwanzig Jahren wieder geheiratet hat, hält sich ihr Groll hartnäckig, und mein Vater steht ihr in nichts nach. Also habe ich eine Mauer errichtet. Ich lebe in zwei hermetisch voneinander getrennten Welten. Schon sehr früh habe ich gelernt, nie den einen in der Gegenwart des anderen zu erwähnen, wenngleich sie es immer wieder schaffen, das Gespräch auf die Person-deren-Namen-man-nicht-ausspricht zu lenken. Charlies Geburtstage werden doppelt gefeiert, Weihnachten wird zerstückelt. Würden sie aufeinandertreffen, wären sie vermutlich höflich genug, sich zu begrüßen, aber ob sie sich die Hand geben würden, ist fraglich.

»Wie lange wird er bleiben?«

»Sechs Monate, vielleicht ein Jahr. Bis die Versicherung den Fall abgeschlossen hat und die Instandsetzungsarbeiten beendet sind.«

»Kann er nicht woanders hin? Du wirst ihn doch niemals so lange ertragen.«

»Maman ...«

Sie verdreht die Augen.

»Ich sage das nur dir zuliebe, mir ist es völlig egal. Aber du weißt ja, wie unerträglich er sein kann, in den letzten Monaten bist du ja selbst auf Abstand gegangen.«

Ich antworte nicht. Jedes Mal, wenn ich meinen Vater verteidige, fühlt meine Mutter sich angegriffen. Jedes Mal, wenn ich meine Mutter verteidige, fühlt mein Vater sich zurückgewiesen.

»Na ja«, räumt sie ein, »du wirst schon wissen, was du tust. Mir ist nur wichtig, dass du glücklich bist.«

»Ich weiß, Maman.«

Wie sollte ich das nicht wissen? Der gesamte Erdball ist darüber informiert, dass meine Schwester und ich die Sorge Nummer eins meiner Mutter sind. Vor ein paar Jahren musste sie, nachdem ihr gekündigt worden war, ihren Lebenslauf schreiben, und bat uns, ihn zu prüfen. Ganz unten im Text, unter »Hobbys«, stand: »Gartenarbeit, Lesen, Spaziergänge in der Natur, meine Töchter.« Meine Schwester lacht sich immer noch schief, wenn wir darauf zu sprechen kommen. Meine Mutter hat nicht gelogen, ihr Befinden ist tatsächlich von dem unseren abhängig. Unsere Sorgen rauben ihr den Schlaf, unsere Freuden beruhigen sie, unsere Pläne begeistern sie, unsere Schmerzen bringen sie beinahe um. Sie ist über Bluetooth mit unseren Gefühlen verbunden.

»Lieber nicht, Juliane«, murmelt sie, als ich mir die mit dem Kaffee servierte Praline in den Mund schieben will.

Ich lege die Süßigkeit zurück in das Schälchen und begnüge mich mit den Ananasscheiben, wobei ich versuche, den schmerzhaften Kloß, der sich in meinem Hals gebildet hat, zu ignorieren.

»Übrigens habe ich einen Synchronschwimmkurs für Erwachsene gefunden«, verkündet meine Mutter übergangslos. »Ich gehe zusammen mit meinen Yoga-Freundinnen hin. Willst du nicht mitmachen?«

»Nein, danke, Joggen reicht mir.«

Mit Synchronschwimmen habe ich es schon einmal versucht, in der vierten Klasse, nachdem ich Ballett, Jazztanz und Tennis aufgegeben hatte. Meine Mutter kann es sich nicht verkneifen, mich daran zu erinnern, welchen Trick mein Vater sich damals für die einzige Vorführung, an der ich teilgenommen habe, ausgedacht hat. Ich hatte kurzes Haar, vorgeschrieben war jedoch ein mit Pailletten dekoriertes und mit Gel glatt gestrichenes Dutt. Mein Vater hat mir aus brauner Wolle einen Pompon gebastelt und ihn mit einem Netz und Haarnadeln an meinem Hinterkopf befestigt. Damals habe ich meine langen Haare so sehr vermisst, dass ich mir jeden Nachmittag, wenn ich von der Schule kam, ein Tuch an eine Haarsträhne gebunden und mir vorgestellt habe, es sei ein Pferdeschwanz. Als ich also mit meinem glänzenden Dutt vor den Augen der Zuschauer am Becken entlanggelaufen bin, war ich unglaublich stolz. Wesentlich weniger stolz war ich, als mein Dutt sich schon nach dem ersten Kopfsprung verabschiedet hat und zu neuen Horizonten aufgebrochen ist. Ich habe mich so geschämt, dass ich während der gesamten Choreografie die U-Boot-Haltung eingenommen habe. Ein zweites Jahr habe ich nicht mehr gemacht.

An der Straßenecke trennen wir uns, meine Mutter muss zu ihrem Töpferkurs, ich zurück ins Büro. Sie zupft mir den Mantelkragen zurecht, reibt einen imaginären Fleck von meiner Schulter und gibt mir zwei Küsschen.

»Arbeite schön! Und gib Charlie einen dicken Kuss von seiner Oma. Aber nicht deinem Vater, hörst du?«

»Okay, schönen Tag, Maman!«

Sie geht, während ich darauf warte, dass das Ampelmännchen auf Grün springt. Kaum ist sie verschwunden, ziehe ich eine Serviette aus meiner Tasche und schiebe mir die darin verpackte Praline, die neben meiner Kaffeetasse lag, in den Mund.

6

Bald ist Zeit fürs Abendessen, und mein Vater ist noch nicht zu Hause. Seit seiner ersten Woche bei uns verbringt er mehr Zeit außerhalb unserer Wohnung als innerhalb. Er ergreift die kleinste Gelegenheit, um das Haus zu verlassen, kümmert sich sogar darum, die Mülltonnen auf den Bürgersteig zu rollen. Ich frage mich, womit er seine Tage verbringt, von seinen Aktivitäten erzählt er kaum. Und ich dachte, als Rentner würde er sich langweilen.

Vor vier Jahren hat er sich am Ende einer holprigen beruflichen Laufbahn zur Ruhe gesetzt. Nach zwanzig Jahren am Fließband einer Heizgerätefabrik, die Konkurs gemacht hat, war er Ende der Neunziger ein paar Jahre arbeitslos gewesen. Das war drei Jahre nach der Scheidung. Er lebte nach wie vor in dem staatlich geförderten Haus, das er und meine Mutter gemietet hatten und in dem er bis zum Brand gewohnt hat. Meine Schwester und ich verbrachten damals jedes zweite Wochenende bei ihm, und jedes Mal sahen die Räume etwas leerer aus. Er konnte seine Rechnungen nicht mehr bezahlen, also hat er die Möbel verkauft. Um alles Übrige haben sich die Gerichtsvollzieher gekümmert. Freitagsabends haben wir bei einer Tafel Kisten mit Lebensmitteln abgeholt. Die Frau mochte uns und schaffte es immer irgendwie, Schokolade oder Bonbons für uns in die Kiste zu schmuggeln. Einmal haben wir an Weihnachten sogar eine *Bûche de Noël* bekommen. Im